

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 249.

Dienstag, 23. Oktober.

1928.

(20. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

„In der nächsten Zeit wird das ja sowieso nicht in Frage kommen. Und in Zukunft wird alles nach Ihrem Willen geschehen. Ich wußte ja nicht, daß Sie mich überhaupt so beachteten, daß ich Ihr Mißfallen erregen konnte. Ich bin gewissermaßen glücklich darüber.“

Ohne ein weiteres Wort an ihn zu verlieren, ging Inge in das Zimmer ihres Vaters. Blinks richtete sich auf. Sein leidenschaftlicher Blick folgte ihrer entzückenden Gestalt.

Grotted hatte nicht geglaubt, daß Inge ihm schreiben würde. Aber am nächsten Mittag kam ihr Brief.

„Lieber Herr Grotted! Ich bin beim Telephonieren immer etwas ungeschickt und habe mich wohl nicht recht klar ausgedrückt. Rechnen Sie alles meinen Nerven zu gut, die durch die Pflege meines Vaters etwas in Unordnung geraten sind. Sie dürfen nicht vergessen, daß Nerven nerven ein leicht zu beschädigendes Gewirr sind — trotz Sport und allem andern, was uns den Männern gleichmachen möchte.“

Mein Vater sagte mir, Sie reisen zu Ihrer Mutter. Tun Sie es noch heute! Fliehen Sie aus der Stadt! Städte sind nichts für Menschen wie Sie. Sie gehören zwischen die Weiden und Birken Ihrer Heimat, von denen Sie mir einmal geschwärmt haben. Sie gehören in die Ebene, die den Blick weit macht. Ich beneide Sie um Wald und Feld und um Ihre Mutter, die ich durch Sie kenne, als hätte ich sie gesehen.

Rehren Sie nicht mehr in die Stadt zurück! Vergeben Sie nicht, daß Ihre Aufgabe dort liegt, dort, zwischen Weidfeld und See. Sie haben Land zu hüten, Sie haben ein Erbe zu hüten — denken Sie Tag und Nacht daran! Und wenn wir uns wiedersehen, dann lächeln wir... wie es bei Shakespeare irgendwo heißt.

Ihre Inge Brodersen.

Er las den Brief hundertmal, ohne damit fertig zu werden. War es nicht ein Abschiedsbrief? „Rehren Sie nicht wieder in die Stadt zurück!“ Aber schrieb man so, wenn man sich trennen wollte? Schwang nicht Liebe in jedem Wort?

Es klopfte, und unter bedrohlichem Hüfteln trat die alte Lehrerin ein. Sie stand wie die verkörperte Verlegenheit da, als sie vorbrachte: „Ich wollte nur noch mal an meine vier Pünktchen erinnern, da Sie ja doch heute reisen, wie mir Frau Jedlich sagt. Nicht wahr, Sie vergessen sie nicht?“

Grotted verneinte mechanisch.

Fräulein Fuchs rieb ihre Hände. „Es findet sich dort sicher ein gutes Plätzchen für die Tiere. Und Milch ist ja wohl auch dort?“

Er nickte und dachte dabei: Warum soll ich nicht wiederkehren?

Sie wurde ängstlich. „Ich störe doch nicht? Vor einer Reise ist ja so viel zu besorgen und zu bedenken. Und ich helfe auch, die Tierchen zu verpacken, wenn wir uns wiedersehen. Das wollte ich bloß sagen, Herr Grotted.“

„Wenn wir uns wiedersehen, dann lächeln wir...“, sagte er, wie aus tiefem Traum heraus.

„Wie?“ fragte sie erschrocken.

Er trat zu ihr und drückte ihre weiche, lederne Hand. „Dann lächeln wir“, wiederholte er. „Nun müssen Sie mich aber wirklich verlassen, mein liebes Fräulein.“

Er fuhr mit dem Nachtzug nach Berlin. Da er es vermieden hatte, ein Schlafabteil zu bestellen, saß er zwischen unfreundlichen Menschen eingepreßt, auf einer harten Bank der dritten Klasse.

Im letzten Augenblick war ein kleiner brünetter Herr eingestiegen, der mit nervösem Lächeln einen Platz suchte, bis er unter dem schadenfrohen Grinsen der Fahrtgenossen heraus mußte.

Es fiel Grotted auf, daß der Fremde im Gang vor seinem Abteil stehen blieb, ohne sich anderswo nach einem Platz umzusehen. Je länger er ihn betrachtete — und das war leicht, da jener oft in das Abteil blickte —, desto bekannter kam er ihm vor. Hatte er ihn nicht einmal bei Brodersen gesehen? Ach, alles hatte für ihn Beziehungen zu Brodersen gefunden. Es war wohl ein Irrtum.

Aber nach der nächsten Viertelstunde ging er doch hinaus auf den Gang und berührte die Schulter des Fremden, der eben angelegentlich aus dem Fenster in die dunkle Nacht blickte. „Ich glaube, ich hatte schon das Vergnügen?“

Der andre griff höflich zum Hut. „Sie irren, mein Herr. Eine Verwechslung. Oh, bitte!“ Und er sah schon wieder in die Nacht draußen, die von wenigen Lichtern durchblitzt war.

Verwundert begab sich Grotted auf seinen Platz zurück. Aus den Worten des Fremden hatte er ersehen, daß es ein Russe war: das slawisch betonte „R“ war zu stark aufgefallen. Er glaubte nun bestimmt, daß er ihn schon einmal gesehen, aber er wußte ihn nicht unterzubringen.

Ein leichtes Unbehagen übertrug ihn angesichts dieses Herrn, der den Platz vor dem Abteil die ganze Nacht nicht verließ, obwohl ihn der Schaffner, wie deutlich zu hören war, auf freie Plätze in den hintern Wagen aufmerksam gemacht hatte.

Wenn es seine Aufgabe war, ihn zu beobachten, so erfüllte er sie mehr eifrig als geschickt. Aber wer konnte ihm einen solchen Auftrag gegeben haben?

Grotted knöpfte seinen Mantel fester — trotz der drückenden Hitze im Wagen —, lehnte sich zurück an die harte Wand und verfiel in einen kurzen, unruhigen Schlaf.

Die wenigen Traumminuten trugen ihn im Sauschritt durch die Gassen und Gäßchen der Stadt, die er eben verlassen hatte. Fährmann saß im „Alcazar“ und trank mit der hüftelnden Lehrerin Schmollis, die eine Meute ruppiger Köter um sich versammelt hatte, die dazu Beifall bestellten. Brodersen schoß auf Blinks. Kiewening hatte die lachende Martha Rebmann auf dem Schoß, die mit Münzen um sich warf. Beide lauerten einem Radiolautsprecher, der die Croika spielte. Ein grünlackiertes Auto fuhr durch den dunklen Mauerengang, zerbarst krachend und schüttete aus dem zerborstenen Kühler Wolken von Banknoten aus. Stramme Schupoleute rasten heran, aber merkwürdiger.

weise in der Richtung des „Alcazars“, wo Quevedo händereibend beteuerte, daß noch Platz sei —

Nur von Inge träumte er nichts. Sie allein blieb fern. Als er das mit halbwachem Sinn überdachte, überfiel ihn Trauer. Wo war sie in diesem Augenblick? Wachte sie? Träumte sie von ihm? Wanderte ihre Seele den Weg von ihm fort?

Der Zug rasselte in eine thüringische Station ein, das Tempo wurde schlaffer, mit einem klirrenden Ruck hielt der Wagen.

Als Grotted den brünetten Herrn noch immer vor dem Abteil stehen sah, kam ihm der Gedanke, ihn zu proben. Er nahm den Hut und verließ Abteil und Wagen. Als er am Zug entlang ging, sah er den andern gleichfalls aussteigen und sich forschend umsehen.

Im Augenblick der Abfahrt sprang Grotted wieder in den Zug, ganz vorn, und er hatte die Genugtuung, den närrischen Verfolger — denn das war er nun schon für ihn — eilig einsteigen zu sehen. Immerhin waren sie jetzt beide durch die Schlafwagen getrennt.

Er zündete sich eine Zigarre an, um den Rest der Nacht zu durchwachen. Die Sache war doch ernster, als er gedacht.

Es war nicht schwierig, seiner Spur zu folgen. In der Stadt wußten alle seine Bekannten, daß er zum Freistaat Danzig fuhr, um seine Mutter zu besuchen. Wer aber hatte ein Interesse daran, das zu kontrollieren?

Das Geld in den Geheimtaschen begann zu drücken. War es nicht doch besser, es im Dunkel der Nacht auf den Bahndamm zu werfen? Vielleicht war es seine Bestimmung, irgend jemand unvermutet in den Schoß zu fallen.

Unsinn. Dieser slawische Herr machte einen zu scheuen und zu ungeschickten Eindruck. Er sah eigentlich aus, als ob er selber genug auf dem Korbholz hatte, um Beamte heranzurufen. Wie mochte es zum Beispiel mit seinem Paß aussehen? Uebrigens — worauf war denn eine Verhaftung zu gründen? Das Geld war niemals gefordert worden. Kein Inserat, kein Anschlag hatte seinen Verlust gemeldet. Es war wie vom Himmel gefallen.

Als der Zug bei grauem Morgen sich Berlin näherte, fühlte er sich wieder sicherer. In der unermeßlich großen Stadt konnte er untertauchen und diesen Anfänger seiner eignen Lächerlichkeit preisgeben. Kopf hoch!

Endlich kamen die südwestlichen Vororte in Sicht. Die riesigen grauen Steinfußpfade der beginnenden Großstadt stiegen auf. Der Zug fuhr in die Halle des Anhalter Bahnhofs. Grotted stieg gleich aus und begab sich zu seinem früheren Abteil zurück. Die Handtasche lag noch im Korb, von der gleichen verschnürten Hutschachtel seiner einstigen Nachbarin gekrönt. Aber als er sie öffnete und mit einem flüchtigen Blick ihren Inhalt musterte, merkte er gleich, daß fremde Hände darin gewühlt hatten.

Der kleine brünette Herr war also am Werk gewesen. Jetzt stand er an der Zeitungsbude. Grotted ging lachend an ihm vorüber. Dachte dieser Naivling, er würde in der Handtasche, die jedes Kind öffnen konnte, Belastendes verbergen? Er hätte ihn gern für seine Dummheit geohrfeigt.

Der Wunsch nach einer Tasse Kaffee lenkte seine Schritte in den Wartesaal, wo es nach Schweiß und schlechtem Tabak roch. Der Rauch hing in grauen Schichten in der Luft.

Er setzte sich an einen Tisch, wo schon ein junges Paar saß, sie blaß, übernächtigt, an seiner Schulter lehrend, er die schiefbrennende Zigarre im Mundwinkel, einen Arm um die Taille des Mädchens.

Grotted kaufte einem Zeitungsjungen alle Morgenblätter ab und durchslog sie, während er den heißen Trank schlürfte. Nach seiner Gewohnheit überflog er die Inseratenseiten zuerst. Mehrere Male stieß er auf die aufpeitschenden Worte: „Hohe Belohnung!“ es handelte sich um Eisenbahnattentate, um den Einbruch in ein Juwelengeschäft der Tauenklienstraße, um einen frechen Kassabekletterer, der einen ausländischen Hotelgast erleichtert hatte.

Er wollte die Zeitungen schon weglegen, als er auf der ersten Seite des „Lokalanzeigers“ auf einen geperrt gesetzten Artikel stieß: Banknotenfälschungen großen Stils in Rumänien. In Bukarest war man genial angelegten Fälschungen auf die Spur gekommen. In Andeutungen wurde von der Mitwisserschaft bekannter und führender Politiker gesprochen und von Spuren, die in eine fremde Botschaft führten. Es handelte sich in der Hauptsache um die Nachahmung holländischer Guldenwerte und deutscher Reichsbankscheine. Die Untersuchung sei im Gange und würde ohne jede Rücksicht durchgeführt werden. Der holländische Gesandte habe noch in der Nacht eine Audienz bei dem Ministerpräsidenten erhalten.

Grotted steckte das Blatt ein und überflog die andern Blätter, die noch nichts brachten. Sein Arm ging schwer.

Hier konnte eine Lösung seines Rätsels sein: Das Geld, das man ihm damals zugestekt hatte, war falsch, und darum wagte der Besitzer nicht, eine öffentliche Anzeige zu machen. Unruhig trommelten seine Finger auf der Tischplatte.

Das Mädchen erwachte, wischte sich den Schlaf aus den Augen und gähnte, ohne sich die Hand vor den Mund zu halten. Grotted stellte Zehnklücken fest. Sie erschien ihm mit einem Male abstoßend und widerlich, und das Grinsen ihres Begleiters war nicht geeignet, ihm den Aufenthalt hier angenehmer zu machen.

Als er den Kellner heranzwinkte, sah er seinen Verfolger einige Tische hinter sich in der Nähe der Tür sitzen. Auch er war in eine Zeitung vertieft, aber er hielt das Blatt so, daß er ihn gut im Auge behalten konnte.

Grotted mußte an ihm vorbei. Und diesmal lachte er nicht. Etwas saß in der Kehle und preßte sie zusammen. Er fühlte, wie sich sein Gesicht verzerrte. Dieser Mensch konnte gut aus dem großen Herentafel am Balkan stammen. Es lief hier ja genug von diesen Paß umher, das ihm bisher nichts zuleide getan hatte, das er jetzt aber inbrünstig zu hasßen begann.

Nachdem er die Handtasche als Handgepäck aufgegeben hatte, verließ er den Bahnhof und überschritt zwischen Zeitungs- und Blumenständen den Platz. Er sprang in das erste Auto, das zum Halleschen Tor fuhr. Unter dem Bogen der Hochbahn stieg er wieder aus, um die Treppe emporzueilen. Während er die grüne Karte in Empfang nahm, stellte er mit Befriedigung fest, daß der andre ihm nicht folgte. Wahrscheinlich strich er beim Handgepäck umher, um seine Wiederkehr zu belauern. Aber da konnte er lange warten. — (Fortf. folgt.)

Stürmischer Herbsttag.

Mit der wildersausten Bäume Besen
Fegt der Sturm die grauen Wolkenstrahlen,
Daß, die bunt zu glücken sich vermählen,
Herbstlaubtränke vom Gezweig sich lösen.

Welke Blätter schneien dicht zur Erde,
Toter Sommer raschelt auf den Wegen;
Kurzen Lichts ein huschendes Sich-Regen
Überspielt des Herbsttags Gramgebärde.

Doch der Sonne hohe Himmelsfeste
Steht vom Flug der Schatten trüb unwittert,
Und von Sturmgewalten abgeplittert,
Brechen aus den Kronen schwarze Äste.

Noch im frühverhüllten Abenddämmern
Weiter rast die Windsbraut durchs Gefilde,
Daß, umfriedet von des Zimmers Milde,
Ich mit Stößen klirrend noch die wilde
Sturmsfaust höre an mein Fenster hämmern.

Heinrich Betz.

Umgang mit Musenkindern.

Von Heinz Scharpf.

Die glückliche Geburt eines Musenkindes, eines Gedichtes, Feuilletons, einer Skizze oder eines Essays, kurz eines Kleinodens unter dem Strich, zeigt der junge Autor einer sehr verehrlichen Redaktion mittels eines mehr oder weniger schamlos voll gehaltenen Begleitschreibens an.

Damit stößt er gleich auf einen unausrottbaren Aberglauben der Schriftleitungen, die eine Arbeit inhaltlich für so magerer anzusehen pflegen, je fetter sie angeboten wird. Wertvolles Material, wahre Poesie preist sich strenglich an. Kürze ist demnach die Seele des Begleiters. Bei langatmigen Briefen geht dem Redakteur auch die Lust für die Arbeit mit aus. Ihm, der in einem noch so gelungenen Opus ein eiliges Prüfungsstück zu erblicken geneigt ist, stehen beim Eintreffen eines Briefes vier Wege offen.

Erstens die sofortige Einsichtnahme in das Manuskript — das kommt nur bei ganz prominenten Vätern vor.

Zweitens die Prüfung nach der Reihe des Einlaufs — dabei Berge von Einläufen bereits zum Himmel schreien.

Drittens die stille Beisehung im Papiertorb — unterhaltend jedes Beileidschreibens an den ergebenden Einsender.

Viertens die umgehende Rücksendung — ohne der Jungfräulichkeit des Manuskriptes mit einem Auge nahe gehen zu sein.

Die letzten drei Arten sind es, die sich der meisten Begehrtheit erfreuen, allerdings nicht bei dem betroffenen Autor.

Wenn die Arbeit einmal außer Haus ist, beginnt die Leidensstation für ihn, der Zustand des Hoffens und Wartens.

Nichts ist so ungeduldig wie ein Schriftsteller, der sein Liebeskind auf Reisen geschickt hat. Er ist von dem Neugierigen so entzückt, daß er meint, alle mühten sein Entschien teilen, es mit offenen Armen aufnehmen; einstweilen hat der Redakteur entsetzt die Hände der Flut der Einladungen entgegen, die sich nimmer erschöpfen und werden will.

Unerfahrene Autoren wissen nicht, daß Redaktionen Wandelhäusern gleichen, in denen zehnmal mehr Kinder abgefertigt werden, als beim besten Willen untergebracht werden können. Der arme Poet aber träumt von einer bewundernden Erledigung und beginnt bereits zu zappeln, wenn nach drei Tagen noch immer keine Antwort erfolgt. Nach drei Wochen Wartezeit geht er herum wie ein brüllender Löwe, der ausschließlich Redakteure verschlingen möchte, die doch ganz unschuldige weiße Fäulnis sind im feuilletonmahlenden deutschen Blätterwalde.

Aber die Nerven des verzweifeltsten Verfassers vibrieren.

O, haben Sie schon einmal Eltern gesehen, die auf eine Nachricht von einem geliebten Kind warten? So harret der Dichter seines Geistes — und Blutes. Mit welcher Sehnsucht sieht er nach jeder Postkassette aus, von einer Postkassette die andere, im Traum sogar nach dem Geldbrieftreger. Ein dumpfer Groll gegen alles Zeitungswesen schwillt in ihm auf. Er sieht im Schriftleiter, der ein Vater des Manuskriptes sein soll, einen bösen Stiefvater, der in seinem Hause keinem fremden Kind Platz gönnt. „Herr“, möchte ihm zurufen, „sien Sie eingedenk Ihrer Sendung: Manuskripts sind kleine, zarte Geschöpfe, die dem Hohenpriester der Redaktion gläubig zu Füßen gelegt werden, auf daß er sie in Moloch Zeitung einverleibt, natürlich gegen entsprechendes Honorar.“

Endlich, nach vielen, langen Tagen, als er bereits jede Hoffnung aufgegeben hat, sein Manuskript jemals wiederzusehen, kommt es wie ein verlорener Sohn wieder in die Umarmung des Vaters zurück. Als gewöhnliche Drucksache, aber zum Hohn zum Druce nicht geeignet. Statt der freudigen Annahme erfolgt eine kühle Absage. Nichts kann, wenn seiner äußeren Höflichkeit, so kühl sein wie das Antlitz einer Reibung einer Redaktion. Es besteht in einem vorgedruckten Formular, das einer Todesanzeige nicht unähnlich steht und in der Trauerfarbe der Druckerchwärze kurz bemerkt gibt, daß von der übermittelten Einsendung kein Gebrauch gemacht werden kann. Die dünnen Worte stehen der Fülle des Manuskriptes immer in einem auffallenden Gegensatz.

Aber nicht überall ist das so. Der höfliche Chinese Beispiel bedient sich, wie in allen Lebenslagen, so auch im Zeitungsverkehr, einer blumenreicheren Sprache. Er wirft in seiner Ablehnung Balsam auf die Seele des Einsenders. Sein Antwortschreiben lautet ungefähr: „Hoher, verehrter Geist! Wir sind nicht wert, Eurer Erhabenheit eine Dichtung in unserer untergeordneten Zeitung zu bringen, mögen Sie ein würdigeres Blatt, das Sie in der zukunftsreichen strahlenden Aufmachung bringen kann, mit erfreuen, womit wir verbleiben als Eurer Erhabenheit ehrfurchtsvolle und tiefste Bewunderer.“

Der europäische Redakteur beliebt nicht lange zu umherschauen. Sein Beruf bringt es mit sich, alles Überflüssige zu streichen, auch übertriebene zeitraubende Höflichkeit zu streichen. Er tut so, als ob er nicht wüßte, daß gerade die kühnsten Kinder den Eltern am meisten am Herzen liegen, und der Dichter, der unter Schmerzen geboren hat, sich ungemein empfänglich ist, besonders der Wahrheit

gegenüber. Im gewöhnlichen Leben würde kein Redakteur, ob er nun am Tage oder in der Nacht amtiert, das Herz haben, einer Mutter die Krüppelhaftigkeit eines Kindes vorzuhalten. Er würde etwa sagen: „Ihr Sprößling, Madame, hat zwar einen kürzeren Fuß, dafür aber ist der andere um so länger.“ Aber bei ungleichen Versfüßen schüttet er gleich das Kind samt dem Bade aus.

Und doch gibt es noch Schlimmeres als das sachlich ablehnende Urteil. Das ist die Bagatelisierung des Vorwurfs. Der Autor bekommt sein Werk ohne jede Antwort zurück, oft sogar mit seinem eigenen eingekleideten Beileidschreiben, das im Drange der Geschäfte nicht entfernt wurde. Nicht einmal angesehen hat man es in der Redaktion. Das Vaterherz hat das gleich erkannt. Oder das Manuskript kommt in verstümmeltem Zustand zurück, mit Randbemerkungen versehen, besetzt, als hätte jemand darauf sein Vesperbrot verzehrt — des öfteren langt es schon so in der Redaktion ein. Ach, und ein refuterendes Mullenkind sollte doch sanft in die schützende Wiege des Rückfußes gelegt werden, auf daß es wieder heil und unverdorben zu Hause eintrifft.

Viele Redaktionen verlangen sogar Rückporto, sonst schicken sie nichts zurück. Anstatt daß einmal eine Zeitung auf den ganz naheliegenden Gedanken käme zu schreiben: „Wir erlauben uns, für Ihre freundliche Einsendung herzlichst zu danken und lassen Ihnen zur Dedung Ihrer Portospesen anbei eine Marke folgen.“ — Aber das gibt es nicht einmal im Chinesischen.

Manchmal findet auch eine Kindesverwechslung statt. Man sendet eine Betrachtung über „Liebe und Ehe“ ein und bekommt eine Abhandlung über „Natur- und Kunstbäume“ zurück.

Trotzdem, wer sein Kind lieb hat, weißt es durch die Redaktionen und tritt zähneknirschend in die zweite Leidensstation des ringenden Autors, in die Nummerangara, ein. So benannt, weil jede Arbeit, von wo immer sie fortgeschickt wird, wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrt. Bleibt sie aber einmal gänzlich verschollen, verschwindet sie spurlos in dem gefürchteten Sarg der Redaktion, in dem abgrundtiefen Papiertorb, dann wird der schuldtragende Redakteur in alle Winde verwünscht und zur Strafe seine Zeitung von dem gekränkten Einsender eine Zeitlang nicht mehr gelesen.

Hat aber der Autor einmal mit einer Arbeit Glück, wird sie akzeptiert, tritt er in die dritte Leidensstation des Schriftstellers ein, in die Periode des Erscheinens. Angenommen ist noch nicht abgesetzt, abgesetzt noch nicht erschienen, erschienen noch nicht gelesen. Der ungeduldig Wartende sucht jede Nummer nach seinem Beitrag ab, blättert von der ersten Seite bis zur letzten und wieder zurück — nichts! Nach drei Monaten erfährt er. In dieser Zeit erscheint dann sein Aufsatz. Ein zugesandtes Belegexemplar macht ihn darauf aufmerksam. Das Herz schlägt ihm bis zum Hals hinauf, zitternd öffnet er die Zeitung. Er denkt auf der ersten Seite unter dem Strich herausgekommen zu sein und findet sich hinten unter den Anzeigen, elend verstreut. Aber nicht nur schlecht plaziert sieht er sich, sondern vielleicht auch schlecht gedruckt, der Sebertempel hat ihm übel mitgespielt, sein Name ist verstümmelt oder ganz weggelassen, Satzzeichen fehlen, und schließlich nimmt niemand von seinen Bekannten Notiz von seiner Arbeit. Er muß erst zu jedem hinlaufen und ihn mit der Nase darauf stoßen, daß er nun unter den gedruckten Autoren rangiert. Dann gefällt zum Schluß sein Beitrag nicht, und am Ende wird er von einem Mißgünstigen noch des Plagiats beschuldigt.

Im Verlauf seiner weiteren schriftstellerischen Laufbahn aber gewöhnt sich der Autor an die Leidensstationen seines Berufes und wadelt bei keiner mehr sonderlich berührt mit den Ohren. Durch alle hindurch aber wird er eines niemals ganz los, den geheimen Groll gegen den Redakteur. Gegen diesen unschuldigen Venker der Zeitungsmaschine, der einem Schaffner gleicht, der in ein vollgepfropftes Coups immer noch Neuankommende stopfen soll, die noch dazu alle erster Klasse reisen möchten.

Aber zum Troste sei jedem Schriftsteller verraten, auch an den Herrn Redakteuren, diesen kommandierenden Offizieren der siebenten Grobmacht, rächt sich einmal alle Schuld.

In der Hölle werden sie in eigenen Absehpapierkörben einem ständigen Feuer ausgesetzt. Als Brennmaterial dienen Luzifer alle jene Manuskripte, die den Zeitungen unaufgefordert, unleserlich oder doppelseitig beschrieben eingeschickt werden, die von Rechtschreibbefehlern strotzen, in einem für den Druck ganz unbrauchbaren Deutsch verfaßt sind, schon von Ben Adiba aktueller verfaßt eingereicht wurden und für die es wahrhaftig schade ist um das viele Rückporto, das die Zeitungen zu tragen haben.

Es ist pro Redakteur Material für drei Ewigkeiten vorhanden.



Erziehung zur Ehe.

Eine Frauen- und Mutteraufgabe.

Wir werden gegenwärtig überschwemmt mit Büchern, Vorträgen, Kursen und anderen Maßnahmen zur Erzielung glücklicher Ehen. Es muß doch um die Ehe im allgemeinen recht schlecht bestellt sein, so denkt man, wenn man das alles hört und liest, da die Vorschläge zu ihrer Reform so zahlreich sind und solch brennendes Interesse finden. Und in der Tat, wohin man kommt, wo man sich auch umtut, überall stößt man auf Fälle unglücklicher, zerbrochener oder im Verfall begriffener Ehen. Das kann nicht nur in den Zeitverhältnissen allein liegen. Freilich ist die Ehe heutzutage wohl den schwersten Belastungsproben ausgesetzt, die man sich nur denken kann. Man pflegt zu sagen: „Wo die Not ist, herrscht im Haus, da fliegt die Liebe zum Fenster hinaus!“ Und die Räte der Durchschnittlichen sind heute nur allzu zahlreich. Arbeitslosigkeit, Nahrungsjorgen, Heimlosigkeit, Raum-mangel, die Kastlosigkeit unseres modernen Arbeits- und Erwerbslebens, aber auch die Hast und Friedlosigkeit unserer ganzen Lebensweise, das alles sind Gefahren, die heute nicht mehr als je auch die glücklichste Ehe bedrohen und auch die zerstören können, die in wirklich erchter gegenseitiger Zuneigung und unter günstigen Umständen geschlossen wurde. Es kommt hinzu, daß sich heute vielfach eine andere Auffassung vom Wesen und der Bedeutung der Ehe entwickelt hat. Nicht mehr ist ihr Eingehen allein der bedeutungsvollste Schritt in unserem Leben, nicht mehr fühlt man sich verpflichtet oder ist man gewillt, in der Ehe auf sein Eigenleben, seine persönlichen Wünsche und Neigungen zu verzichten, seine Freiheit aufzugeben. Mag man diese Entwicklung billigen oder beklagen, jedenfalls ist sie ein Faktor, der wesentlich ist und die Probleme der Ehe kompliziert. Man muß mit ihr rechnen. Aber bei alledem bleibt doch die Tatsache bestehen, daß immer noch die Ehe nicht nur die bis jetzt einzige gesetzlich anerkannte, sondern auch die notwendige Form des Zusammenlebens, der Familiengründung ist. Man kann und darf diese Form nicht, wie einige Reformfanatiker wünschen, zerschlagen, sondern man muß sie im Gegenteil zu erhalten bzw. zu verbessern suchen. Man muß deshalb danach streben, ihre Voraussetzungen günstiger zu gestalten und das geschieht neben der Verbesserung ihrer äußeren Bedingungen (unter denen die Wohnungsfrage wohl eine der brennendsten ist, vor allem auch dadurch, daß man die Menschen besser zur Ehe erzieht).

Gerade in bezug auf die Erziehung der Frau zur Erfüllung ihrer Pflichten in der Ehe ist in neuerer Zeit viel getan worden und wird immer noch mehr getan. Man hat z. B. in moderner Abwandlung des alten Sprichwortes, daß die Liebe des Mannes durch den Magen gehe, sowie das Hausfrauentugenden eine Hauptbedingung für das Zustandekommen und Bestehen glücklicher Ehen sind, vermehrten Wert auf die gründliche hauswirtschaftliche Ausbildung unserer weiblichen Jugend gelegt. Die Zeit ist nicht mehr fern, in der Hauswirtschafts- und Berufsschulen auch im kleinsten Orte zu finden sein werden, und die Verwirklichung des pädagogischen Ideals vom Pflichthauswirtschaftsschuljahr vor Beginn der Schulung für das Erwerbsleben ist nicht mehr allzufern. Sie wird kommen und mit ihr die Möglichkeit, jedes Mädchen für die eventuellen Haushalts-, Ehe- und Mutterpflichten mit einem gediegenen Schatz an Kenntnissen und Fertigkeiten auszurüsten auch da, wo aus irgend welchen Gründen die natürliche Lehrmeisterin des heranwachsenden Mädchens, die Mutter, versagt oder versagen muß.

Auch in der geistigen und ethischen Erziehung zur Ehe wird heute viel getan. Man strebt danach, die Frau durch bessere Allgemeinbildung auf ein höheres geistiges Niveau zu bringen, nicht etwa oder nur, wie von den Gegnern der Frauenbildungsbestrebungen so gern behauptet wird, um die Frau für den Konkurrenzkampf gegen den Mann besser zu befähigen, sondern vor allen Dingen, um sie für die Ehe geeigneter zu machen. Nur eine Frau, die etwas gelernt hat und etwas kann, die einen weiten Gesichtskreis hat und gelernt hat, sachlich und folgerichtig zu denken, kann eine wirkliche Gefährtin, Kameradin, Mitarbeiterin ihres Mannes sein, nur eine solche Frau auch ist sich der Verantwortung voll bewusst, die sie mit der Ehe zur Mutterpflicht auf sich nimmt. Man sagt so oft, Männer wollten lieber „bunne“ Frauen, kluge seien ihnen zu „anstrengend“. Aber man sollte lieber sagen, eine Ehefrau und Mutter kann gar nicht klug

und gebildet genug sein — nur darf diese Klugheit und Bildung nicht in mechanisch angelearntem Buchstabenwissen bestehen, sondern in dem, was die Frau und Mutter wirklich braucht und in der Entwicklung ihrer Persönlichkeitswerte ihres Charakters, ihres Menschentums. Dies ist das Ziel auf das unsere moderne Mädchenbildung hinstrebt und hinstreben muß: Erziehung der Frau zum vollwertigen Menschen, als ein solcher wird sie auch eine gute Ehefrau abgeben.

Aber bei alledem wird noch eins versäumt, und zwar merkwürdigerweise am meisten von den Frauen und Müttern selber: Die Erziehung auch des Mannes zur Ehe! Damit liegt es noch sehr im Argen, und doch müßte schon unser Verstand uns sagen, daß, was dem einen recht, auch dem anderen billig ist. Es ist gut und notwendig, daß die Mädchen zur Ehe erzogen werden — was aber tut man bis jetzt, um auch die Knaben, die späteren Ehemänner, zur Ehe zu erziehen?

Wenn wir uns in den Schulen umsehen, so finden wir wohl, daß die Mädchen auf ihre künftigen Pflichten aufmerksamer gemacht werden, bei den Knaben aber beschränkt sich die Erziehung wohl ganz oder fast ganz auf die Schulung für das Berufs- oder Erwerbsleben, günstigenfalls auf die Erziehung zum Staatsbürger. Und doch ist die Wahrscheinlichkeit der späteren Ehe für die Knaben kaum geringer als für die Mädchen, und doch wäre auch für sie die Erziehung zur Ehe genau so notwendig und nützlich wie für jene.

Noch schlimmer aber sieht es im häuslichen Leben aus. Solange man den Knaben noch beibringt, daß sie gewisse Vorrechte haben (z. B. reichlicheres oder besseres Essen, größere persönliche Freiheit, bessere Ausbildung usw.) oder von der Erfüllung gewisser Pflichten (z. B. häuslicher Arbeiten) befreit sind, nur weil sie zukünftige Männer sind, solange kann das Grundprinzip der glücklichen Ehe, die Rechte bei gleicher Verantwortung und gleicher Pflicht zu gedeihlicher Zusammenarbeit nicht verwirklicht werden. Es ist vor allen Dingen Sache der Mütter, im Knaben schon das Verständnis für die Art und Bedeutung der Frauenarbeit und der häuslichen Gemeinschaft zu wecken, dann werden wir künftig nicht nur gute Ehefrauen, sondern auch gute Ehemänner haben und mehr glückliche Ehen als bisher!

Räthe Brustat-Schneidermann.

Die Klage der „Überlebensgroßen“.

Frauen, die darüber unglücklich sind, daß sie „zu klein“ sind, können sich trösten, denn das Schicksal der Überlebensgroßen ist noch viel trauriger. Dies behauptet eine Dame, die stattliche Länge von 181 Zentimeter mißt. „Ich glaube nicht“, schreibt sie, „daß eine kleine Frau sich vorstellen kann, welch eine Pein es ist, wenn man beim Betreten eines so kleinen Menschen erfüllten Raumes sofort alle Augen auf sich gerichtet fühlt, wenn das Gespräch stockt und erst wieder in Gang kommt, nachdem man sich in den nächsten Stuhl hat fallen lassen, und wenn man dann wieder aufsteht, folgen einem die Blicke wieder mit neugieriger Verwunderung. Die kleine Frau findet beim Einkaufen doch noch eher etwas, was ihr paßt. Aber wir „Überlebensgroßen“! Für uns wird jede Beforgung zum Martorium, denn alles ist uns zu klein. Kleider und Schuhe und Handschuhe usw. Und dann die ewige Schwierigkeit, den richtigen Partner zu finden. Kleiner Männer sieht man überall. Aber wenn endlich einmal ein Mann mit Gardemak auftritt und man bereits hofft, endlich den Richtigen gefunden zu haben, dann wird er sicherlich auf so ein kleines Ding stürzen, das seinen Ideal von zarter Weiblichkeit viel besser entspricht. Beim Sport haben wir es nun erst recht schlimm. Die Männer warten von uns, daß wir alles leisten können, daß wir wahre Athleten sind, und vergessen völlig, daß sie es mit einer Frau zu tun haben. Sihen wir im Theater, dann stolpern die Leute über unsere Füße und schimpfen, weil wir unsere Beine so weit vorstrecken; wer hinter uns sitzt, ist entsetzt darüber, daß er nicht sehen kann. Im Omnibus und in der Straßenbahn müssen wir mit den Beinen festklammern, um in einem der jetzt so beliebten kleineren Kraftwagen können wir nur in verkrümmter Stellung Unterkunft finden. Nachts haben wir kalte Füße, weil die Bettdecke nicht herunterreicht. Am schlimmsten aber ist es, daß wir bei unserm Unglück von den andern Frauen noch so beneidet werden, weil wir alle Blicke auf uns ziehen.“